

LIEBE – EINE HALTUNG?

Die Entfaltung menschlicher Potentiale

Text: Gerald Hüther

Die Art von Gemeinschaften, in denen die meisten Menschen herangewachsen sind, und in denen sie das Zusammenleben mit anderen erlernt haben, sind für die Sicherung der Lebensgrundlagen, der Erhaltung des Erreichten und der Aufrechterhaltung der sozialen Ordnung geschaffen worden.

Es sind also primär Angst-, Zweck-, Not-, Besitzstandswahrungsgemeinschaften, in ihnen geht es nicht so sehr um die Entfaltung der in jedem Mitglied angelegten Talente und Begabungen.

Meist sind sie hierarchisch aufgebaut, und jedes Mitglied hat sich den Interessen der Gemeinschaft bzw. ihrer Anführer zu fügen.

Das war sicher eine geeignete Strategie, um Bedrohungen abzu-

wenden, die von außen immer wieder hereinbrachen, meist als kriegerische Überfälle.

Heute geht es mehr um die Wahrung erreichter Besitzstände.

Deshalb gibt es viele Interessengemeinschaften, die aufpassen, dass ihre Mitglieder nichts von alldem verlieren, was sie sich erkämpft oder angeeignet haben.

Es ging um die Sicherung von Ressourcen, nicht um die Entfaltung von Potentialen.

Die entscheidende Frage, vor der wir jetzt, im 21. Jahrhundert, stehen, lautet aber, ob wir es auch schaffen, Gemeinschaften zu bilden, deren Mitglieder aneinander und miteinander wachsen. Und das ist eine neue Dimension!

Familien sind die häufigste Form von Gemeinschaften, in denen sich zumindest gelegentlich solche Potentialentfaltungsgemeinschaften herausgebildet haben.

Allerdings gibt es auch heute noch zahlreiche Familien, in denen jeder seine eigenen Interessen verfolgt und versucht, sich auf Kosten der anderen irgendwie durchzusetzen.

Das ist zur Grunderfahrung fast aller Menschen meist schon von Kindesbeinen an geworden.

Jetzt, im 21. Jahrhundert, beginnt sich abzuzeichnen, dass Menschen, die in solchen hierarchisch geordneten Gemeinschaften zwangsläufig zu Objekten gemacht werden, ihre angeborene Freude am eigenen Entdecken und am gemeinsamen Gestalten verlieren.

Damit verschwindet auch ihre Kreativität und ihre Freude am gemeinsamen Lösen von Problemen. Allzu viele versuchen, nur noch durchzukommen und auf irgendeine Art Bedeutsamkeit zu erlangen. Und unter dem sich daraus ergebenden Druck kann man einfach keine Potentiale entfalten, jedenfalls nicht dort, wo es am wichtigsten wäre, im Hirn.





Es ist die Liebe, die uns mit uns selbst, mit anderen und mit der Welt verbindet.

Die meisten Menschen halten die Liebe für ein Gefühl. Und es gibt Hirnforscher, die sich in den letzten Jahren mit ihren modernen bildgebenden Verfahren sehr darum bemüht haben herauszufinden, welche Bereiche des Gehirns besonders aktiv sind, wenn ein Mensch das empfindet, was diese Hirnforscher für Liebe halten.

Das Ergebnis dieser Bemühungen war ernüchternd: Wenn ein Mensch verliebt ist, flackert es an allen möglichen Stellen im Gehirn, vor allem in den sog. emotionalen Zentren des limbischen Systems. *Verliebtheit* ist also ein Gefühlszustand, der mit messbar veränderten Erregungsmustern im Gehirn einhergeht.

Aber *Liebe* ist etwas anderes. Liebe lässt sich noch nicht einmal in so einer Versuchsanordnung bei einer Person erzeugen.

Liebe ist eben kein Gefühlszustand, sondern eine innere Haltung, eine innere Einstellung, die darüber bestimmt, wie dieser Mensch denkt, wie er fühlt und wie er handelt. Jemand, der in dieser Haltung lebt, muss nicht ständig darauf achten, dass er von anderen etwas bekommt, er hat vielmehr etwas an andere zu verschenken.

Wenn Liebe also kein Gefühl ist, sondern eine Haltung, so stellt sich die Frage, woher diese Haltung kommt, wie sie entsteht und weshalb manche Menschen diese Haltung eines Liebenden entwickeln und andere nicht.

Die Antwort ist einfach, und jeder kennt sie: Damit man ein Liebender oder eine Liebende werden kann, muss man selbst geliebt worden sein.

Die Haltung erwächst also aus einer Erfahrung. Und diese Erfahrung kann kein Mensch als Kind oder später im Leben aus sich selbst heraus und für sich allein machen. Dazu braucht er andere Menschen, die ihn lieben.

Das aber können nur solche Menschen, die selbst im Verlauf ihres Lebens von irgendjemand geliebt worden sind. Liebe ist also kein individuelles Phänomen, sondern etwas, das innerhalb einer menschlichen Gemeinschaft als Ergebnis eigener Erfahrungen transgenerational weitergegeben wird.

Jetzt wird es interessant. Denn so betrachtet ist das, was wir Liebe nennen, in Wirklichkeit eine

kulturelle Leistung, die in dieser Form nur von menschlichen Gemeinschaften entwickelt werden kann.

Zwangsläufig ergibt sich daraus die Schlussfolgerung, dass es innerhalb menschlicher Gemeinschaften Bedingungen geben kann, die die Herausbildung dieser Kulturleistung begünstigen.

Umgekehrt ist aber auch damit zu rechnen, dass sich diese Bedingungen ungünstiger entwickeln und dass damit die Fähigkeit der Mitglieder dieser Gemeinschaft, diese Haltung der Liebe durch die eigene Erfahrung des Geliebterwerdens bzw. des Geliebtwordenseins nicht oder nur in sehr schwach ausgeprägter Form entwickeln können.

In solchen Gemeinschaften breitet sich dann eine Beziehungskultur aus, die von Lieblosigkeit geprägt ist. Wenn die Haltungen der Menschen in derartigen Gemeinschaften nicht mehr von Liebe getragen sind, beginnen sie, sich lieblos zu verhalten – zur sie umgebenden Natur, zu Pflanzen und Tieren, zu anderen Mitgliedern dieser Gesellschaft, innerhalb ihrer Familien und auch in der Beziehung zu ihren Kindern.

Eine solche Gemeinschaft wird nicht mehr vom Geist der Liebe, sondern von einem Geist des Misstrauens, der Angst, der gegenseitigen Abwertung, der Durchsetzung eigener Interessen auf Kosten anderer bestimmt. Unter Bedingungen, wo ein starker



äußerer Druck auf diese Gemeinschaften einwirkt, wo Hunger, Not und Armut herrschen wo Naturgewalten oder äußere Feinde ihr Überleben bedrohen, mag das eine kurzfristig durchaus erfolgreiche Lösung sein.

Sie sichert das nackte Überleben, treibt die einzelnen Mitglieder in einen Kampf um die Sicherung eigener Ressourcen, erzeugt einen zunehmenden Konkurrenz- und Leistungsdruck und führt zu individuellen Höchstleistungen.

Was diese Gemeinschaften am Ende noch zusammenhält, ist die gemeinsame Not oder die gemeinsam empfundene Gefahr, also die Angst und – das wird allzu leicht übersehen – natürlich auch die von dieser Gemeinschaft zur Abwehr von Not, Angst und Gefahr geschaffenen Strukturen. Dazu zählen die in diesem Prozess entwickelten Hierarchien, Verwaltungsstrukturen, Gesetzgebungen, Regeln und Rituale, ebenso wie die unter diesen Bedingungen entwickelten gemeinsamen Vorstellungen, Ideologien und Mythen.

Anstelle des Geistes der Liebe herrscht in solchen Gemeinschaften dann ein anderer Geist – ein Verwaltungsgeist, ein Unterordnungsgeist, ein Klagegeist und was es da noch alles für Ungeister geben mag.

Problematisch wird es aber dann, wenn diese Ungeister auch dann noch weiter genährt und lebendig gehalten werden, wenn die schlimme Not, die akute Bedrohung und die damit einhergehende Angst und Verunsicherung vorbei sind.

Wenn einer Gemeinschaft das passiert, wird sie langfristig nicht überleben können.

Weshalb das so ist – und in der Vergangenheit immer so war – lässt sich ganz einfach erklären: Für die in solche, von selbst geschaffenen Verwaltungs- und Regelungsstrukturen beherrschten Gemeinschaften hineinwachsenden Kindern wird es immer schwerer, die Erfahrung zu machen, dass sie geliebt werden – und zwar so wie sie sind und nicht deshalb, weil sie sich besonders gut an die herrschenden Strukturen anzupassen in der Lage sind. Wer dann nur gemocht wird, wenn er den Vorstellungen seiner Eltern, seiner Erzieher und Lehrer entspricht, wird nicht geliebt, sondern benutzt.

Und wem die Erfahrung, geliebt zu werden, vorenthalten wird, der kann auch die Haltung der Liebe in sich nicht entwickeln.

Auch das wäre nicht zu schlimm, wenn es für die Entwicklung des menschlichen Gehirns und für die Entfaltung der in jedem Kind angelegten Potentiale gleichgültig wäre, ob sich ein Kind geliebt fühlt und – so, wie es ist –, angenommen weiß. (...) Genau das ist aber nicht der Fall.

Wer sich nicht als geliebt erlebt, hat ein, seine weitere Entwicklung bestimmendes und sie behinderndes Problem.

Gewusst haben Menschen das wohl schon immer, aber die Erkenntnisse der Hirnforscher und der Entwicklungsbiologen zeigen es nun auch mit aller Deutlichkeit und Unabweisbarkeit: Ohne Liebe bleibt das menschliche Gehirn eine Kümmerversion dessen, was daraus hätte werden können.

Und wenn wir nun vor dieser banalen Erkenntnis nicht länger die Augen verschließen können,



so gelingt uns das ebenso wenig vor dem Umkehrschluss, der sich aus dieser Erkenntnis ergibt. Ohne diese Kulturleistung der Liebe, ohne die Möglichkeit, individuell die Haltung eines Liebenden zu entwickeln und innerhalb unserer Gemeinschaften den Geist der Liebe immer wieder neu zu wecken und zu nähren, hätte aus uns niemals das werden können, was wir trotz aller Widrigkeiten und Rückentwicklungen bisher schon geworden sind: Menschen, denen es gelungen ist, zumindest einen Teil der in ihnen angelegten Potentiale zu entfalten.

© Textauszüge mit
freundlicher Genehmigung aus:



Gerald Hüther / Maik Hosang /
Anselm Grün OSB

Liebe ist die einzige Revolution

Drei Impulse für Ko-Kreativität und
Potenzialentfaltung

176 Seiten, Verlag Herder